

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 65 (1924)

Artikel: Die alte Marthe
Autor: Richli, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007991>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und Töchter an den geliebten Vater an. Das Doktorhaus im baumbeschatteten Garten war für sie ein friedvoller Glückswinkel, wie man deren wenige findet. Und ein wenig Glück nahmen immer auch die vielen Armen mit heim, die an Dr. Odermatts Türe anklopfen. Seine wohlthätige Hand war auch bei der Gründung des Vinzenzvereins, der nun auf ein Vierteljahrhundert segensvoller Tätigkeit zurückschauen kann.

Im August 1921 zog Dr. Odermatt zu seiner jüngern Tochter nach Olten, wo er

sich in der prächtig aufblühenden katholischen Gemeinde bald allgemeine Volkstümlichkeit erwarb. Sein mannhafte religiöses Beispiel und seine caritative Arbeit errang überall Verehrung und Hochachtung.

Nach einer schmerzvollen Krankheit schied der Gute unerwartet rasch, am 20. August 1923. In heimatlicher Erde, auf dem Friedhof zu Stans, ruht nun, was sterblich an ihm gewesen. — Auf Wiedersehen, du Edler!

A. L.

Die alte Marthe.

Eine Erzählung von Anna Richli.

Der Frühwind streicht um den Habegg-
hof. Aus den zwei alten Tannen, die weit
bis ins Tal hinunter sichtbar sind, tropft das
Harz wie bei den jungen, kräftigen Stäm-
men drüben am Hilferenpaß. Wie Schild-
wachen stehn sie auf beiden Seiten vom
Hofstor. Morgenstille liegt ringsum. Die
Leute sind auf dem Feld oder auf der Alp.

In der Stube sitzt ganz allein der
Habeggbauer, der Zihlmann Ruodi. Auf
der alten, gesprungenen Schieferplatte vor
ihm liegt das Gültbuch. Dick ist's; denn so
eins braucht er, der fast auf jedem Hof im
Nfistal bis weit ins Schangnau hinein
seine paar Hundert, seine paar Tausend
stehen hat. Er sitzt tief gebückt. Am Tisch-
rand liegt die Pfeife und glimmt, denn
wenn der Habeggbauer spekuliert und sinnt,
dann raucht er seine Lange und will allein
sein. Die alte Marthe, seine Haushälterin,
weiß das. Deshalb ist sie wieder hinaus-
geschlichen, ohne zu sagen, was sie wollte.
Der Zihlmann Ruodi tut einen tiefen Zug
und blättert weiter in seinem Buch. Und
es ist, als ob seine Hände sich dabei ballen,
als fühlten sie jetzt schon das Geld, das viele,
liebe Geld, das da in Ziffern geschrieben,
früher oder später in seinen Taschen klap-
pern wird.

„Ne ordlige Hufe gits wieder z'Martini“,
murmelt er zufrieden und spreizt beide Beine
unter dem Tisch.

„Ha wot is, und itriibe wird ene is,
und git's au e Chrach wi's vorderig Jahr.

Die Lüt sölle schaffe, daß si züsse chönne.“

Behaglich bläst er den Rauch aus den
roten, vollen, borstigen Backen. Die weißen
Ringel steigen an die Diele. Er blättert
wieder im Buch. Da fällt sein Blick auf
den Namen Löttscher Sepp im Untererlen-
moos.

Der zündet Feuer an unter seinen bu-
schigen Brauen. Donner und Doria, seit
anderthalb Jahren ist ihm der den Zins
schuldige. So sechsmal hat er ihn wohl schon
gemahnt! So lang hat der Zihlmann Ruodi
noch nie gewartet, nein — ganz groß fühlt
er sich vor dem Herrn. Dem Pfarrer in
Marbach hinten hat er's auch schon unter
die Nase gehalten. Natürlich, daß er dem
Löttscherbub, der Unterknecht bei ihm ist und
wie ein Großer schafft, den sauer verdienten
Wochenlohn vorenthält, um die Zinsschuld
des Vaters zu begleichen, das hat der Habegg-
bauer verschwiegen.

Das Feuer in seinen zugekniffenen Augen
mottet weiter. Es sind zwar nur paar
hundert Franken, für den reichen Zihlmann
Ruodi ein paar Steine mehr in der Truhe,
für seinen Geiz ist's aber ein verlorne Ver-
mögen. Und seine Tagen öffnen sich, greifen
in die Luft, ballen sich. Wie Krallen schnei-
den seine kurzen Nägel ins eigene Fleisch,
eisern und fest. Und er sitzt und sinnt und
rechnet. Wenn er ihn betreiben würde?
Das Häusel ist zwar eine Baracke, seit dem
Hochgewitter im Sommer vor drei Jahren.
Ja, ja, damals, anno 91, da hatte das Un-

glück angefangen. Der Schonbach war gekommen wie ein Ungeheuer mit Riesenarmen und hatte alles mitgerissen, was ihm Widerstand geleistet hatte.

„Es wär wohl gschid'r gsi, dr Erlenmoos-Lötscher hät sini zweu Gusti dr Bach abe lo fahre. Da hät ihn nid's Fieber packt, es säß em nit uf dr Brust — und d'Hauptsach, er, dr Habeggbur, hätt' si's Gäld!“

Die Krallen, die das Gültbuch halten, ballen sich fester. Das Untererlenmoos is' nur klein, kaum sechs Fucharten groß. Aber es stößt an ein Gütlein, das der Habegg-

vor ein halbes Jahr vorüber wä. — Und das muß es. — Die Leute nennen ihn zwar geizig. Das ist er aber gar nicht. Er will nur seine Sache, aber die will er, denkt der Bauer. Der Brief ans Betreibungsamt wird geschrieben. Dann stößt er den Stuhl zurück und steht auf. Mit hochrotem Kopf kommt die Marthe hinein. Schon lang hat sie am Ofenloch gehorcht, ob der Bauer immer noch nicht ausgedacht. Das tut sie so schon über zwanzig Jahr, wohl seit der Bäuerin Tod.

„Bur, i han ech öppis z'säge.“ So eine



In den Meichtaler-Alpen. Phot, H. Stauder.

bauer letztes Jahr ersteigert hat. Das würd' ihm passen. Betreiben? — Er faßt einen Briefbogen. Es liegen viele auf dem Tisch. Wenn er den Erlenmoos-Lötscher betreiben würd'? Er liegt zwar todkrank im Bett, und die Leute sagen, es könne nimmer lang mit ihm gehen. Er war auch manches Jahr Oberknecht auf der Habegg — aber was geht das schließlich den Bauern an? Betreiben? Wenn er's grad täte? Dann würd' das Untererlenmoos ihm gehören, be-

kleine Einleitung muß die Marthe immer machen. Sie legt sechs Eier auf den Tisch.

„Bur, zeiget au im Bub e chli dr Meister. Geit dä hüt is Dorf abe go Milch id' Chäferei bringe und treit i de Hosesäcke sechs Eier mit. I sim Vater het'r si bringe welle. Dr Doktr heig Eier befohle, und will si keini vermög'it z'haufe, so stiehlt er si äbe. Chridewiß isch er worde, wie ni griffe und si usezoge ha.“

Der Bauer wendet sich zur Marthe.

Seine Stirnader ist blau, nicht vor Zorn, wie die Marthe meint, nein, vor böser, giftiger Freude. Wenn die da wüßte, was für einen Dienst sie ihm leistet! Aber sie weiß es nicht und es ist besser, daß sie's nicht merkt. Die Weiber sind oft absonderlich in ihrem Tun.

„W-a-as' gstohle het'r. Und i ha ne usgw us Gnad und Barmhärzigkeit, daß sini Alte net Hangers stärke. Dem will i's Stähle drus tue, daß er d'Finger nümme i frömdi Ware steckt.“

Die Marthe nicht befriedigt. „Dä häts das Mol“, murmelt sie. Dem daß der Bauer geizig ist und daß man ihn da packen kann, das weiß die Marthe ganz genau. Sie mag den Jungknecht nicht. Er ist der Kesi und dem Löttscher Sepp ihr Bub. Und das ist's, was die Marthe reizt, daß sie dem Buben aufpaßt wie im Dorf drunten des Pfarrers Beth den christenlehrpflichtigen Buben und Mädchen. Da tritt der Bub ein, mit schwarzen Ringen um seine übernachtigen Augen.

„Sagel, Donnerwätter“, fährt ihn der Bauer an. Im Türrahmen steht breit und rund wie ein Faß, beide Hände in die Hüfte gestützt, die Marthe. Es tut ihr halt wohl, wenn der Löttscherbub verdonnert wird; denn das trifft die Alten und die — die, o die haben die Marthe auch einst getroffen, mitten ins Herz.

„Bub, Löttscherbub, du Lügub, du Lümme, du Schelm. Is Zuechhus ghörtisch! Daß du mier nümme under d' Auge chuntsch!“

Der Bub will sprechen. Die Lippen öffnet er. Die Arme hebt er, aber er bleibt stumm. Schwer atmend glokt er den Bauern an.

„Ufe, ufe sägi ni dr!“ schreit ihn dieser nun an. Er geht zum Kasten, schreibt ein paar Worte auf ein Blatt, verschließt es drauf in einem Kuvert. Dann wendet er sich zum Buben. Ein böses Funkeln spielt in seinen grauen Auglein.

„Bring das i dim Vater. Für Eier z'kaufe wird's, wenn alles abzuge isch, gäng no öppis ober blibe!“

Der Bub schaut ihn entsetzt an. Er versteht den Meister nicht recht. Um ihn und in ihm tanzt alles. Schwer liegt's ihm in den Gliedern. Er schleicht hinaus, weiß,

weißer als der hartgestärkte Vorhang in des Bauern guter Stube. Der Kittel und die Hosenschlotten, so zittert der Bub.

Die Marthe steht am Feuerherd. Seit einer Stunde ist der Bub fort. Wohl ist's ihr nicht zumute. Denn daß der Bauer ihn fortjagen würd', das hatte sie nicht erwartet. Der wußte doch so gut wie sie, was der Bub den Tag lang schafft. Und wie der sie angeschaut hat mit so wehen Augen, als ob es zum Sterben ging. Die Hand hat er ihr dennoch geben wollen. Aber nein! Die hat die Marthe doch nicht genommen. Dem Löttscherbub die Hand drücken! Pfui! Umgekehrt hat sie sich einfach. Ja, wenn's nicht der Löttscherbub wär' — dann hätt' die Marthe überhaupt gar nichts geklatscht wegen sechs Eiern bei einem so schaffigen Bursch und da doch die Hühner wie jetzt im Tag bis fünfzig Eier legen.

Die Marthe steht am Herd und sinnt und rührt die Hafersuppe, obwohl sie schon längst gekocht und der Holzknecht schon zweimal den Kopf fragend zur Tür hineingesteckt hat.

„Jere Maria! O Straf het em ja ghört, aber daß er furtg jagt wird, das nit.“ — Und wieder sieht sie, wie er gegangen, mit seinem Bündel, ganz allein. — Er söll ume! — Mußte nicht auch sie diesen Weg gehen, jetzt schon über zwanzig Jahr, allein, mutterseelenallein und lange mit todwundem Herzen. Und wer anders war schuld, als des Buben Mutter, die einst so lustige, schöne Kesi. O, die Marthe weiß noch alles so gut, als wär's erst gestern geschehen.

Damals war sie noch jung gewesen, wie der Löttschersepp, der wie sie auf dem Habeggshof diente. Aber es war Mai geworden und da hatte der Sepp sie einst beim blühenden Kirschbaum hinterm Hause, dem einzigen auf der ganzen Egg, an der Hand gefaßt: „Marthä“, hatte er gesagt, „wenn mier spare und flüßig si, so chöne mier zwen mit dr Zit es eiges Hüslü bue. Marthe, he, du bisch doch iverstande?“ Da hatte die unscheinbare Marthe beinahe schön geschienen und ihn so glücklich hoffend angelacht, daß er ihren Kopf zwischen seine Hände nahm und sie verlangend auf Mund und Stirne küßte.

Der Marthe Hand zittert. Sie dreht die

Kelle hastiger. Tropf um Tropf spritzt heraus und vergeht auf dem heißen Feuerherd. Mitten auf dem Küchentisch sitzt beim offenen Fenster sprungbereit die graue Katze, denn auf dem Rosenstöcklein dreht ein Fink sein Köpfchen heimatlicher hin und her. Unten im Rosmarinbusch draußen im Garten scharren die Hühner und gackern vergnügt, wohl weil mal die Türe zum verbotenen Paradies offen steht. Die Marthe aber sieht und hört nichts. Als wollte sie etwas von ihren Augen wegnehmen, wischte sie sich mit ihrer Linken über dieselben. Aber sie kann's nicht weg-wischen und immer muß sie dran denken, wie sie in ihrer Lieb geschafft und gespart den ganzen Sommer und Winter hindurch, halbe Nächte durch genäht für fremde Leute, daß sie und der Sepp ein eigen Häuschen bauen könnten. Wie glücklich war sie, wenn er ihr Kassabüchlein heimbringend, ihr

zuflüsterte: „Marthe, bißch du e Liebi. Dis Spare isch nit für nüt!“

Und doch war es umsonst gewesen! Als der Frühling wieder kam, da zog eine Jungmagd aus dem Hinterland auf dem Habegg-hof ein, duftig, frisch wie die Apfelblüten um Marthes Siebelstübchen. Schon am ersten Abend lachte sie den Joseph an, nicht wie ein braves Mädchen einen fremden Burschen anlacht, hatte die Marthe damals gedacht. Bald — die Marthe sah es wohl, sie hatte ja so gute Augen — lachte auch der Sepp das Mädchen an, wie etwas Liebes, Schönes, nach dem man greifen möchte. Als dann im Kornfeld drüben auf der Stächelegg am Schärlichhang die Senfen

klangen und die Sonne sich fast nicht vom Tag trennen wollte, saß der Sepp unterm Ahorn hinter dem Scheunentor und hielt halb scheu, halb zärtlich die braune Kesi fest an sich geschmiegt. Vergessen war die Marthe, vergessen, was er einst zu ihr gesagt. Sie aber hatte es nicht vergessen.

Als die Kesi in die Küche trat, stand sie bebend vor das Mädchen hin:

„Du, du, was chunst du mir dr Freude cho näh! Du heisch em Meisterchnecht na. Dr Sepp isch mi Schatz. Mir het er ds Hürate versproche.“ Da hatte sich die Kesi in den Hüften gewiegt und die Marthe her-

ausfordernd angelacht.

„Ja, wenn du jung wärißch und schön! Für fettige ischt's hürote! Fräg dr Sepp selber, mit wem er im Herbst Hochsigmacht.“

Ganz bleich ist die Marthe geworden; denn unter der Türe stand der Sepp, drehte halb beschämt, halb verlegen, halb

trozig den Bart. Kein Wort hatte er gesagt, nicht einmal, als die Kesi beim Hinaus-hüpfen der Marthe eine lange Nase machte.

Am Hochzeitstag des Lötcher Sepp, da hatte die Marthe mitten in der Nacht ihr ganzes Hab und Gut vergraben, draußen bei der alten Wettertaune bei der großen Einfahrt. So viel schon hatte sie in junger Lieb und Hoffnungslosigkeit zusammen-gespart, aber sie wollt's nimmer sehn, das Büchlein, das ihr der Sepp so oft in die Stadt getragen. Fast das Herz hat's ihr abgedrückt, wie sie's im Blechfessel verscharrte. Begraben sollt es sein, wie sie die Lieb begraben wollte. Dann war sie in ihre Kammer geschlichen, und hatte beim Kerzen-



In der Stube sitzt ganz allein der Habeggbauer.

schein mit ungelentken, zittrigen Buchstaben und vielen Fehlern einen Brief geschrieben. Der Schweiß lief ihr damals von der Stirne, wie jetzt, da sie dran denkt. Ja, der Brief, der liegt noch am gleichen Ort wie vor zwanzig Jahren zwischen den Falten ihres schönsten Hemdes; es hätte ihr Brautheind werden sollen, nun wird's ihr Totenhemd. Dabei liegt der Brief, der vergilbte, und drinnen steht's, wo man das Geld finden wird, um einst der Marthe ihren Sarg und ihre Totenmaß zu zahlen. Noch weiß kein Mensch was davon, aber die Marthe denkt heut daran.

„Es het ihm und de Alte an öppis gehört“, murmelt sie und stellt die Suppe auf den Tisch.

Drinnen auf der Landstraße geht der Lötcherbub, ganz langsam. Die Beine tragen ihn fast nimmer und doch ist er nicht müd. Mühsam schleppt er mit der Rechten den Kleiderbündel. In der Linken brennt wie Feuer des Bauern Brief. Immer wieder fragt er sich, was nun werden soll.

Wie hatte er sich heute morgen gefreut, als er die sechs Eier in die Tasche schmuggeln konnte! Zwei Vaterunser hatte er extra gebetet, daß es die Marthe doch nicht sehe. Das war doch sicher nicht gestohlen! Den Lohn, den schmalen, nahm ja stets der Bauer. Und er mußte von morgens vier bis abends zehn Uher schaffen wie ein Großer. Sein Vater daheim — des Bubens magere Züge verfinsterten sich — liegt zum Sterben krank. Eier kann er noch nehmen. Gestern hatte der Franz bei der Käseerei die Mutter getroffen. Da hatte sie ihm geklagt, sie könne keine mehr kaufen, sie hätt' schon überall entlehnt. Der Franz hätte den Bauern so gern um ein paar gebeten, aber der hatte ja einmal erklärt: „Dr Vater söll zerfcht d'Schulde zahle, bevor er Eier äßi!“

Der Bub machte einen großen Bogen ums Dorf. Die Marbacher vernehmen's noch früh genug, daß er gestohlen — nein, er hat ja nicht stehlen wollen. Er hat dem Vater ein paar Eier bringen wollen und hat sich nicht anders zu helfen gewußt.

„Jesses, Bub, was het's gäh?“ ruft die Kessi, als sie die Hintertür öffnet. Am leeren Geißenstall lehnt mit dem Bündel im Arm,

fast so weiß wie der Vater drinnen, ihr Bub.

„Mutter“, er wirft sich wie ein hilfloses Kind an ihre Brust und schluchzt auf. Das ist die Kessi an ihrem Buben nicht gewohnt. Verbittert und vergrämt von den langen Leidenswochen, stößt sie ihn zurück:

„Red', was soll das bedüte?“ Da kommt ein wilder Troß in des Bubens Antlitz und aus der Tasche reißt er des Bauern Brief. Die Mutter faßt ihn hastig und geht hinein an des Vaters Bett.

„Da lug, was dr Bueb heitreit!“ Tief, tief im Bett liegt eine hüstelnde Gestalt, einst wohl ein Mensch, jetzt nur noch Haut und Knochen, und statt der Augen flackernde Flämmchen, vom Fieber angezündet. Eine dünne, gelbe Hand zittert unter der Decke hervor und faßt den weißen Streifen, den die Frau aus dem Umschlag zieht. Eines Augenblick flackern die zwei fiebernden Flämmchen auf dem Zettel herum. Dann sinkt die Hand, ein gurgelndes Nschzen schlägt an des Bubens Ohr, ein Schüttelfrost packt den Mann. Kreischend schrill preßt er's zwischen den Lippen hervor.

„Schand über Schand! Du, mis eige Blut, triibt mi vo Sus und Hei, Bub, du wüeste Bueb!“

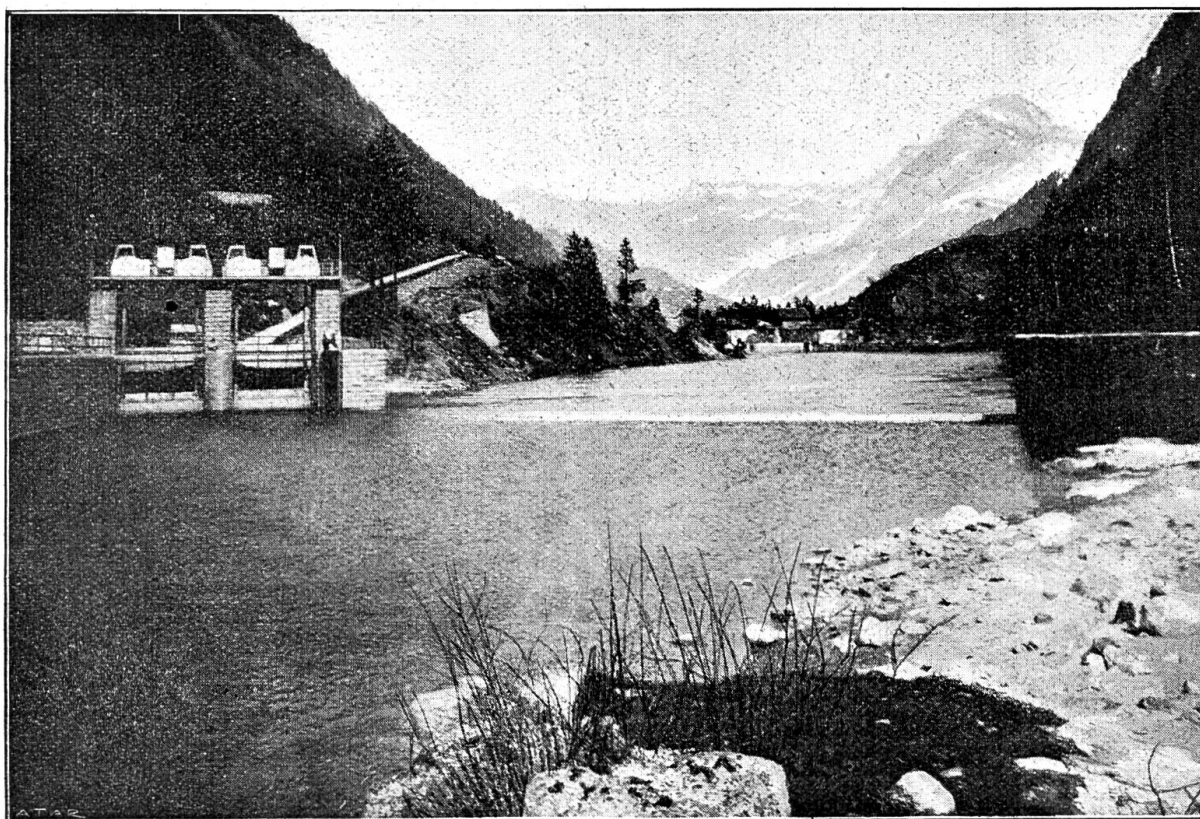
Ganz still ist es plötzlich im Stübchen. Sechs Augen starren voll Grau'n und Entsetzen ins Leere. Da hebt die Kessi den Zettel vom Boden, liest ihn und jammert laut auf:

„Bueb, du, du, o du hesch ästohle. Dr Bur jagt di furt. Und aus will er betriibe und uspfände. O, o — —!“

Ein Schluchzen und Tränenstrom verschlingen alle andern Worte. Der Bub lehnt am Türpfosten. Mit beiden Händen krallt er sich an denselben. Wild, gewitterhaft zuckt es aus dem Knabengesicht. Der zusammengebissene Mund schreit nach etwas, nach Rechtfertigung, nach Gerechtigkeit oder vielleicht, wer weiß — nach Rache, nach Vergeltung? Stumm steht er! Da dringt vom Bett her wieder das röchelnde Husten, als ob man dünne Reiser breche, beige und binde im Forst. Und es schwillt und schwillt. Blaurot ist der Kranke. Seine graumelierten Haare glänzen vom Schweiß, der eisfalt und klebrig auf die Hände der Frau

niedertropft. Mit beiden Armen hält sie den Kranken. Hohl knattert es fortwährend durch den stickigen Raum. Da, was ist das? Aus den Lippen des Hustenden sprudelt es plötzlich rot, dunkelrot. Wie Blut! Rascher und rascher fließt es auf die Kissen hinab. Schwer, bleischwer wird der Körper im Arm der Frau. Da fällt plötzlich das Haupt wächsern bleich mit offenem, blutendem Mund zurück an ihre Schulter. Mit einem Entsetzensschrei läßt sie den entseelten

Gott, dem Zihlmann Ruodi, dem Habeggbauer, ging es so schlecht wie letztes Jahr dem Schüpfsheimer, der zu der Mariann im Kurzenbacherloch im Schärliig hinten Kiltan kam und den die Marbacherburschen halb tot geschlagen. Mitten durchs Dorf nimmt er den Weg, beim Kreuz, beim Löwen, beim Kößli vorbei. Die Leute bleiben stehen und schauen ihm nach. Die Buben schreien ihm „Autöneli“ nach; denn das Auto von einem Kurgast im Kämmeribedenbad ist jetzt ihr



Das Staubedden des Bundesbahnkraftwerkes Amsteg beim „Pfaffensprung“

Körper auf das Kissen fallen: „Gstorbe!“

Vom Türpfosten her tönt ein schneidend weher Ton. Der Bub stürzt erst vorwärts an des Vaters Bett, hernach, als reiß' ihn eine unsichtbare Macht empor, springt er auf, faßt die Klinke und stürmt hinaus. Auf dem schmalen, gebräunten Bubengesicht wettert und zuckt es, als wär er ein Mann, wie's dort im Bergland viele gibt, die verheerende Sturzwasser sind, wenn einmal die Leidenschaft über sie Meister geworden. So rast er fort. Ha! er weiß, was er will und was er muß. Wär' er groß und stark, bei

Tagesgespräch. Die Uhrmachersfrau und der weiße Jakob Glanzmann unterbrechen ihr Geplauder über den reisenden Roggen und schauen neugierig und erboßt auf. Der Franz aber mit zerbissenen Lippen und fiebernden Augen sieht und hört nichts. Wie ein Fressinniger starrt er die Schachener Kathri, die Hausiererin an, als sie ihn anfährt, weil er sie mitsamt ihrem Karren fast zu Boden geworfen. Nun steht er im Bühl. Da führt ein Steg über den Steiglenbach und drüben gegen den Hilferenpaß hin liegt der Habegghof. Der Bub steht und starrt ihn an. Ha,

wenn er im Feuer stünd und es lichterloh zum Himmel stiege, wie würd' der Bub sich freuen! Beide Fäuste hebt er empor gegen den Hof, der so stolz und sicher dort droben thront, gegen den Mann, den er jetzt haßt, haßt, daß er nimmer weiß, daß Rache Unrecht ist. Wie er so steht, beim Hollunderbusch, in dessen Schatten sich ein verwittert Kreuzbild erhebt, da bricht es aus seinen innersten Quellen los:

„Du hehst mi Vater is Grab brunge. Und mich heb er i dr letzte Stund verwünscht. Habeggbur! Dir will is jetzt zeige!“

Ha, wenn er ihm ins Gesicht schlagen dürfte, die wilden Worte, die da auflodern:

„Du muescht mi gspöre, daß mi nömme vergifischt!“

An der Berglehne stehen sechszehn junge Apfelbäume, dem Habeggbauer seine Freude. Wenn er die umhauen würde? Er geht auf die Bäume zu. Beim ersten bleibt er stehen und schaut ihn an. Da sieht er einen Sperber im Geäst. Auf der äußersten Spitze eines Astes pfeift, von ihm gebannt, ein Finklein. Ringsum lacht die Freiheit und doch muß es da harren und warten auf den Tod. Langsam rückt ihm der Sperber näher und näher. Der Fink schaut ihn an mit weitgeöffneten, entsetzten Augenlein und pfeift und pfeift so jämmerlich. Der Sperber rückt näher und näher. Bald wird er das arme Opfer fassen und verschlingen. Da ermannt sich der Bube unterm Baum. Wie eine Katze klettert er hinauf und verschucht den Raubvogel. Noch immer tönt des Finkleins verängstigter Pfiff. Noch immer schaut es unverwandt wie verzaubert auf die Stelle, wo der Sperber gefessen. Endlich sieht der Bube, wie das Vöglein die Flügel ausspannt und frohlockend ins Blaue hinausfliegt, der Freiheit entgegen. Der Bub läßt sich ins Gras hinunter. Ganz heiße Wangen hat er nun und einen Augenblick vergessen, warum er zu den Bäumen gekommen. Ein Freudenstrahl quillt aus seinen Augen über ein gerettetes Leben und war es auch nur das eines Vöggleins. Da straffen sich seine Mundwinkel wieder und fast blutig beißt er sich jetzt die Lippen. War er doch dabei, wo ein ander Leben geraubt wurde, ein viel köstlicheres, und wo er nicht helfen konnte. Da sitzt ihm

wieder der schwarze Teufel in den Nacken. Beide Fäuste ballt er. Wenn er so steht, den Kopf tief gesenkt, begreift man, warum ihn die Buben „Munt“ nennen, bis er auf sie losfährt wie ein junger Stier. Er streicht mit der Hand über die schmale Stirn und die wilden, braunen Augen.

Tiefblau wölbt sich der Himmel. Nur am Rothorn hängt ein Knäuel Wetterwolken. Vom Foch her dringt hin und wieder ein zitternder Laut von einem fernen Rollen. Der Bub wittert in die Luft hinaus. Es wird ein Gewitter geben! Um so besser. Ringsherum schaut er sich um, als müßt' er in der Luft was finden. In drückender Sonnenglut liegen die Alpen an der Schrattefluh, die Steiglen, der Kesselboden, das Rathhaus, der Imberg, die Witefäre, Gertle, der Lauzug. Sie trinken Licht und atmen Hitze. Am Schibegütsch bleibt des Buben Auge haften.

„Se, Franz, könnst du dich dert öppe nömme us. Und weisch nit, daß unde dra d'Schibeflue lit, wo im Zihlme Ruodi ghört, dem riche, wo dr Vater i Tod tribe het und us vo Hus und Hei.“

Höhnisch zischt es in des Buben Ohren. Ein Fieber kommt über ihn. Hei! ob er die Scheibenfluh nicht kennt! Bis fünfhundert Schafe leben dort droben, fast wie wild, bekommen Junge, verirren sich, kommen wieder oder stürzen ab. Nur hie und da kommt vom Schibenhüttli her der alte Hannes, um nach dem Rechten zu sehen, oder wenn er nichts mehr zu essen hat, um ein Schaf zum Schlachten zu holen. Nachher heißt es einfach: „Es ischt halt z'totgheit!“

Und sie alle, die vielen Schafe, gehören dem Zihlmann Ruodi, dem Habeggbur. Des Buben Gesicht ist zu einem Lachen verzerrt. Hei, die Fluh, die kennt er gut, die hat so viele Krachen, Risse und Schlünde, daß die Schafe bei Gewittern nur so stürzen und stürzen. Nach dieser Fluh schaut er und läuft nun. Hei, jetzt weiß er, wie er's dem Habeggbauer heimzahlen kann. In den Abgrund will er sie locken alle die Schafe, daß keines mehr wiederkommt. Wie Schneeflocken soll's hinunterwirbeln über den Felsensprung. Hab ich erst eines hinuntergebracht, so laufen und springen die andern

von selber nach, denkt der Bube und steigt seinem Ziel entgegen. Im Galopp hüpfst und braust der Steiglenbach an ihm vorbei zu Tal durch mannshohe Steinblöcke und weißgewaschene Wurzelstrünke. Wie ein schwerer Druck liegt das Schweigen auf dem Hochwald. Von des Buben Stirn tropft der Schweiß. Seine Zähne schlagen klappernd aufeinander. Manchmal stützt er sich auf einen Stein. Dann nimmt er wieder einen Anlauf. Die alten Tannen stehen in dicht geschlossenen Reihen, und schon zweimal hat

treibt ihn. Er ist beim Rathhaus, dem Sommersitz einer alten Familie aus dem Surental. Er weiß nicht mehr recht, wo er ist. Dort steht ein Kapellchen. Wie ein Nachtwandler geht er zur offenen Tür hinein. Still und dämmrig ist's drin. Nur durch die kleine Scheibe bricht's wie eitel Gold. Er schaut das Muttergottesbild. In seine fieberglänzenden Augen dringt ein Strahl des Erkennens. Dort hat er ja dem Professor bei der Messe gedient im vorigen Sommer. Gerade um die gleiche Zeit war's,



Auf der Kartoffeljagd.

Die Lebensmittelnot in Deutschland ist so groß, daß ganze Massen einem von der Polizei bewachten dahinfahrenden Kartoffel-Wagen nachstürmen.

er sich an ihr Geßtleid angelehnt; denn wohl ist's ihm nicht ganz dabei. Bald sieht er wie sie hinunterstürzen, die Schafe, die er in den Tod locken will, — hört ihr letztes Blöken. Dann hört er wieder die Worte des sterbenden Vaters: „Schand über Schand!“ — — und er stöhnt auf in tiefer, tiefer Seelenpein.

Ueber das Schangnau zieht die Sonne ihren sommerlichen Tagbogen. Langsam wachsen die Schatten um den steigenden Bub. Seine Kräfte sind fast hin, aber das Fieber

als er auf dem Lauzug, der Alp des Gemeindepäsidenten, Güterbub war. Ob der Professor wieder da ist? — Ein wehmütiges Lächeln umspielt seinen Mund. War das eine schöne Zeit und wie war der fremde Herr so gut zu ihm. Oft hatte er den Buben mitgenommen, wenn er an der Schrattenfluh herumkletterte. Und stolz hatte der Bub hinausgeschaut über Berg und Tal, wenn der Professor ihm auf die Schultern klopfte!

„Franz, di Heimet isch schön, mängs Stadthind chönnt di drum benide!“

Und so lieb hatte er auch von der Muttergottes gepredigt, daß der Bub es nie mehr vergaß! Er schreitet bis zum Altärchen. An der Seitenwand hängt ein Bild vom guten Hirten, wohl eine Kopie von einem Deschwanden. Des Buben Augen hängen am Muttergottesbild. Sprudelnd strömt es jetzt von seinen fiebrigen Lippen:

„Gegrüßt seist du, Maria — Mutter Gottes, du bist so lieb, so gut — i ha nit gstohele — i ha si mir im Vater bringe welle — du bist voll der Gnaden — fortjagt het er mi und üs will er betriibe — mi Vater het er töt — o — bitt für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres — aber weisch Mutter Gottes, im Bur gib is unne und 's geit nünne lang, werum vertriibt er üs vo Sus und Sei — — Das cha doch sei Sünd si, nei, nei!“ Ganz heiserig laut und ängstlich schreit er sein „Nein“, als hätte man ihm widersprochen, und doch tönt nur seine Stimme von den Wänden zurück. Da sieht er die Schäflein auf dem Bild des guten Hirten und er wendet sich in die Dämmerung hinaus. Nun hat er höchste Zeit, wenn er die Schafe nicht schlafend finden will! Dem Föhrenwäldchen entlang steigt er; hinter ihm nach, aus einem Winkel des Kapellchens, mit fragenden, forschenden Augen ein großer, hagerer Mann, der Professor. Mit obgemessenen Schritten folgt er dem Fiebernden. Er kennt den Buben, aber was er nur haben mag, was seine Reden bedeuten mögen? Was der spät abends noch da droben will auf der Schibenfluh? Horch!

„Ja, dene tumi nit zleid. Die ghört ja nid im Labeggbur!“

Der Professor versteht nur halb den Sinn der hastig herausgestoßenen Worte. — Der Bub meint wohl die Schäflein auf dem Bild des guten Hirten. Neugierig schleicht er ihm weiter nach. Da lichtet sich das Wäldchen und ein langes, schmales Felsenband, die Schibenfluh, beginnt. Ganz gelbbraun sind weite Flecken, aber nicht von Steingeröll, sondern von lagernden Schafen. Der Knabe tut einen Luftsprung. Das Gewissen, das sich im Kapellchen geregt, ist eingelullt. Nun fühlt er sich König und Herr. Steil an den Abgrund legt er sich auf den Bauch und lockt die Herde. Von

allen Seiten kommen sie truppenweise, neben den Alten die Jungen. Er schaut sie alle gierig an. Dann mißt sein Auge den Abgrund. Nun faßt er ein dickes Mutterschaf: „du musch z'erst abe!“ dem will er den Stoß versetzen. Da, wie er es faßt, drängt sich ein Lämmlein zu und lullt an der Mutter Zigen. Dem Buben wird's ganz eigen ums Herz. Er greift ins Fell des Tierleins. So fein und seideweich sind die jungen Haare. Er zieht das Tierlein von der Mutter zurück. Nein, — das — das da kann er nicht hinternwerfen. Das Junge sperrt sich und jaugt weiter. Dann fängt es an zu blöken. So traurig klingt es in die stille Abendluft hinaus. Der Bube steht plötzlich auf. Wirt ist er im Kopf, und zu allem, was er tut, treibt ihn jetzt das Fieber, und doch ist er wieder klar. Das schwarze Mutterschaf steht noch hart am Abgrund in geduldiger, ahnungsloser Dummheit. Mit dem Fuß könnt er ihm einen Stoß geben, dann läge es zerschmettert in den Alpenrosen, tief im Tobel drunten, — aber dann folgte ihm das Lämmlein, das schneeweiße... Und das, nein — —

„So lebit“, sagte er plötzlich ganz laut und rauh, als schämte er sich der guten Regung, die Meister geworden, und kehrt sich um. Da steht einer vor ihm und legt beide Hände auf seine Schultern. Die sind schwer. Zwei Augen suchen die feinen. Zitternd bohrt der Bube seinen Blick in den Schaftmäuel. Er hat ihm gleich erkannt, den Professor, mit jähem Entsetzen, mit halber Freude.

„Franz, dank im Herrgott, daß du nit ta hesch, was't im Sinn gha hesch!“

„Aber dr Bur, de chunt's doch no unne über!“

„Ja, aber nit vo dier, gelt, Franz, und jeb erzehl mer, was gange isch. Mer sind ja alti Fründ!“

Er klopf ihm auf die Schulter. Der Bube schaut ihn groß an. Dann bricht es plötzlich los bei ihm, wie der Bergquell, wenn Frühlingswinde Wintereis brechen. Ein Schluchzen erschüttert den aufgeschossenen Knabenkörper. Den Professor faßt ein tiefes Mitleid.

„Chum abe. De plauderit mer mit enand.“

Dem Knaben versagt plötzlich die Kraft. Er fällt taumelnd ins Gras. Verwundert beugt sich der Professor über den unverstündlich, hastig sprechenden Knaben. Mit irren Augen lächelt ihn der Bub an. Da zieht der Professor einen Becher aus seiner Tasche und eilt zur Felswand. Dort springt ein Wasserlein über Moos und Gestein. Er bettet den fiebernden Buben auf seinen Mantel und träufelt in seine gierig sich öffnenden Lippen den kühlenden Trank. Da schaut ihn der Knabe dankend an und sucht ihm sein Leid zu klagen. Dann schüttelt ihn wieder das Fieber. Mit beiden Fäusten schlägt er um sich:

„Was soll das bedüte? — Säg i dim Vater, för Eier z'haufe, wärdi scho no öppis ober bliibe, wenn d'Schulde zahlt sind — furt jagt di dr Bur! — Gestorbe!“

Erschüttert steht der Mann neben dem fiebernden Knaben. Hin und wieder blökt ein Schaf, sonst ist es totenstill. Jeder Zug des frühhalten Gesichtchens, die Ringe um die Augen, die Runzeln auf der jugendlichen Stirne erzählen ihm, dessen Auge tiefer sieht, die alte Geschichte derer, die auf der Deerstraße des Lebens zur Seite geschoben, am Wegrand liegend verderben, wenn ihnen keine Hilfe wird. Er schickt sich an, den Knaben hinunter zu tragen. Seine ernstesten Blicke wenden sich nach den Wolkengebilden des Westens. Da ist es ihm, als sähe er über den Zinnen der Berge im letzten Abendstrahl, umflossen vom Abendgold, die Lichtgestalt des Herrn hinschreiten. Die Wolkensäume heben und türmen sich wie zischender Schaum, wie weißer Gischt, und Millionen sinkender Menschen halten ziellos, rettungs-

suchend die Hände, wenden ihr Antlitz empor. Der Herr aber schreitet über die wogenden Wolken, wie über die flutenden Wasser, und hebt seine Hand: „Meer, ich sage dir, sei still!“ Und es ward eine große Stille. Strahlen gehen aus von der Lichtgestalt des Herrn, auf alle, die in Todeschatten zu versinken glauben. Und einer der Strahlen dringt auch bis zu dem Kinde, dem armen, fiebernden Landbuben, den fremde oder eigene Schuld, wer weiß es, in Elend und Not getrieben.

Er faßt den unruhig Schlummernden und trägt ihn gegen das Rathhaus. Die Marietta, seine Verwandte, kommt ihm entgegen.

„Da bring ich einen Kranken. Nimm ein Zimmer her. Sei so gut!“ Sie nickt und eilt, ihr eigen Bett herzurichten; denn die Zimmer sind alle besetzt. Sie ist eine von denen, die mehr tun, als sprechen, und denkt: Eine Nacht kann ich wohl in der Stube schlafen.



Die Marthe steht am Herd und sinnt. . .

hinab. Sie hat eine schlechte Nacht gehabt. Den ganzen Vormittag schafft sie über Bauisch und Bogen, damit ihr — der Lötcherbub nicht in den Sinn kommt. Sogar die Schnupftabakdose, die der Marthe doch so unentbehrlich ist, wie dem Bauer die Pfeife, hat sie in der Kammer droben liegen lassen. Sie will nicht und doch hält sie oft mitten in der Arbeit inne, legt das Messer, mit dem sie Kartoffeln schält, weg. Mitten im Hühnerhof stehend, schaut sie wie abwesend gegen Marbach hinunter, ohne daß sie den Hühnern das Futter reicht, ohne auf ihr Gefrächze und Geschrei zu hören, bis die hungrigen Tiere ihr auf Arm und Nacken hüpfen und

sie picken. Unwillig schüttelt sie die Zudringlichen ab. Aufkreischend fliegen sie weg, verwundert, daß die Marthe so ganz anders ist als gewöhnlich. Aber es kommen dieser so wunderliche Gedanken, die gleichen wie gestern abend beim Rosenkranz. Und gar nicht fertig gebracht hat ihn die Marthe. Beim „Bergib uns unsere Schulden“ ist sie immer stecken geblieben, so daß der Oberknecht zweimal mit den Augen gezwinkert und den Holzfäller mit dem Ellbogen gestoßen hat. Der polterte, halb schlafend wie er war, mit samt der Strohfflasche vom Ofen herab. Die Marthe aber hatte dabei sogar das Aufbegehren vergessen.

„Das isch merkwürdig“, hatten die andern gedacht.

Und schwere Gedanken plagten die Marthe auch jetzt wieder. Ein Glück, daß sie noch zwei Beetlein umzugraben hat bis mittags. Da kann sie doch den Lötischerbub und seine Alten vergessen. Was die nur gesagt haben, wie der Bub gestern heimkam? Sie faßt die Hacke und beginnt zu graben. — „E Platz wird er wieder finde; so schlimm chas nit gah.“ — Sie gräbt und gräbt.

„Gut Tag, Marthe!“ Am Gartenzaun lehnt die Schachener Kathri, die Hausiererin, mit der Zeine am Rücken. Die Marthe schaut auf. Aha, die kommt zum Aushorchen, aber was geht das die an, warum der Bub gejagt worden ist.

„Tag, Kathri. Dr bruchtit eigentli hüt da nit zverwile. Mer hei gar nit nötig.“

„Ja nu, aber so e chli auszglüje, wird au uf em Habegghof no erlaubt si. Im Bank wird emel nit abgoh und d'Molette isch scho drab!“

Die Hurde lehnt am Zaun und die Kathri sitzt in ihrer ganzen Behäbigkeit auf der Bank unter der Laube. So schnell geht sie da nicht wieder fort, ob's der Magd dort paßt oder nicht. Sie hat noch viel zu fragen und auch denen da unter die Nase zu halten.

„Marthe, bis am Mittag werdit Zhr scho no fertig. Es isch ja verdammt heiß. Glüjjet doch e chli.“

„I ha nit dr Wil.“

„Ja, ebe, wenn halt eis weniger schaffet, gspört mes grad. Dr duret mi, dr Lötischerbub. Schier konfus sig er worde, wo ner

grad drzue cho isch, wie dr Vater gstorbe isch. Wo ni is Dorf ine ha welle, isch er bimer verbi, wie ne Sturme. Güt am Morgä hei si ne vom Rathhus abe brocht. Wöffit'r öppe, worum dä det ufe isch? Es weiß niemer Antwort druf z'gäh. — Ja, Marthe, was heit'r? Was het Ech so erschlüpf't? 's isch grad, als hättid Zhr es Unghür gseh?“

Die Marthe lehnte an einem Apfelbäumchen, das sich unter der ungewohnten Last zur Seite biegt. Ganz fahl ist ihr Gesicht. „Dr Erlemoos=Lötischer isch tot, sägid Zhr!“ stottert sie endlich.

„Ja, heit'r das nit gwüßt? Dr Bur heig doch dr Bub hei geschickt, het nier's Resi gseit. Sie isch au fast zunderobsi. Und jezig het dr Bub no e schweri Chranket, 's Nervefieber sägid's oder so Neumis. Ja, wüßfeter Marthe, das muß i scho säge, dr Habeggbur het dr Großrotstitel jezigt au gha. Das het er de doch net sölle, ne Ma, wo im Sterbe lit, go z'triibe. I bi umedi es arms Wib, aber — —“

„Wa — as, betribe?“

„Weni säge. Und das het e buchstäblich töt; denn wo ner dr Brief glese gha het, het'r Bluetsturz übercho. Gester z'Mittag. Dr wärdit wohl wüße, wenn dr Bur dr Bueb is Dorf g'schickt het.“

Ob's die Marthe weiß? O ja, und noch viel mehr fällt ihr jetzt ein. Sie sieht den Bauern vor dem Gültbuch sitzen, denkt, wie lang sie warten mußte, bis sie in die Stube konnte. Schon zweimal ist der Bauer so lang hinterm Buch gefessen. Jedesmal hat nachher eine Steigerung stattgefunden, irgendwo im Entlebuch, nach der es ein Hungerbäuerlein mehr gab. Daran denkt die Marthe und auch, daß der Bauer dann jedesmal einen neuen Pächter oder Knecht suchte, weil er „Land gefauft“. Die Marthe sieht auf einmal ganz klar. Sie schüttelt sich, als wär' ein Ungeziefer an ihr hinaufgekrochen. Also, einer solchen Niederträchtigkeit hatte sie die Hand geboten, nur weil sie dem Buben und seinen Alten auch was gönnt. Herrgott dort droben, so, aber so hat's die Marthe nicht gemeint! Und während sie so steht, schwätzt die Schachener Kathri weiter. Haarklein berichtet sie alles; denn sie hat der Resi geholfen, den Toten

anziehen. Nur daß der Bub gestohlen, das konnte die Kesi nicht über den Mund bringen. Darüber schweigt auch die Marthe diesmal, trotzdem sie den Erlensmoos-Lötscher bloßstellen könnte. Sie schweigt zum erstenmal. Und vor ihre Augen tritt der Bub, wie er sie mit todtwunden Augen angeschaut — als ob es zum Sterben ging — hatte sie damals gedacht.

Die Schachener Kathri ist weiter gezogen, gegen Wiggen hin. Die Marthe aber tut seither alle Arbeit verkehrt. Dem Bauer

den Brief liest, aufjammert und zusammenbricht. Die Marthe sieht alles ganz deutlich und stöhnt. Sie erhebt sich und schaut den Weg entlang. Dann sitzt sie an den Feuerherd und hält die Hände im Schoß. Sie hat nicht Rast noch Ruh. Jetzt preßt sie die Lippen trotzig zusammen. Was will sie sich aufregen; sie ist doch gar nicht schuld, daß der Bauer den Lötschersepp betrieben!

„Aber gelt, Marthe, der Bueb hed dr agha: dr Vater isch chrank. Eier chann er no esse, und i ha mer nit anderst z'helfe gewüßt. Marthe, Marthe, verchlag mi nit bim Bur!“



Friedhofkunst. Auf dem alten Friedhof von Stans.

will sie die Meinung sagen, wenn er mittags heimkommt. Aber der Mittag kommt und der Bauer nicht. Die Marthe hat sonst so rote Backen. Heute sieht sie fast wächsern aus. Sie brütet so vor sich hin. Still schleicht eins nach dem andern vom Tisch weg. Endlich ist sie allein. Da sitzt die Marthe mit den grauen Haaren ans Küchenfenster und nimmt den Kopf zwischen beide Hände. Sie weint. Doch nicht wegen dem Lötschersepp? Die Marthe streicht unwillig die Haare zurück. Oder wegen dem Bub etwa? Sie seufzt leise auf. Sie sieht ihn am Krankenbett des Vaters, sieht, wie der

Die Marthe fröstelt's. Und draußen gliht das Feld.

Marthe, wie hesch du Freud gha, e so giftigi, bösi Freud, daß du em Lötscherbub und sine Alte hesch chönne öppis z'Leid tue, öppis ganz verdient's natürlich, ungerecht isch d'Marthe doch nit. — Aber, wie hesch du Freud gha, gelt? — — Marthe, das isch, was dich plaget. Das isch die Sünd, die große Sünd. O, du bisch mit schuld, daß der Lötscher gestorbe isch und dr Bueb 's Nervefieber hed. Ja, du, Marthe! Und daß 's Kesi schier verzwiiflet. Isch's nit wahr, Marthe? So flüstert es dem Weib in den

Ohren, so höhnt und zischt es in ihrem Kopf herum. Bleiern liegt's ihr in den Gliedern. Kein Wort sagt die Marthe heut zu den Leuten, als sie ihnen um vier Uhr das Zobia auf's Feld bringt.

„Die het ne schlechte Tag hüt!“

„Ja, i glaube fast, die reut's, daß dr Bur dr Löttscher-Franz fortg jagt hed!“

„Jere nei, sie isch ihm ja scho lang uf-säßig gsh. Aber i mier wärs jetzt nit heimelig, nach allem, was passiert isch, wenn i dr Habeggbur wär. D's Andrese tueni ihm übrigens chünde.“

So und noch viel schwätzen sie draußen auf dem Feld. Die Marthe aber gräbt und jätet noch immer im Garten und wartet auf den Meister. Lang und schmal ist der Schatten, den die Frau wirft; denn die Sonne ist im Sinken. Endlich sieht sie den Bauer kommen. Eine jähe Röte steigt in ihre Wangen. Sie grüßt ihn nicht. Wie er ins Haus hineinschreitet, geht sie ihm nach. Mitten in der guten Stube bleibt er stehen. Er ist verstimmt. Daß der Löttschersepp grad sterben mußte, als er die Anzeige von der Betreibung bekam. Das kann nun recht unangenehme Folgen haben bei den nächsten Wahlen. Im Dorf haben sie's ihm auch schon fühlen lassen. Der Gemeindepräsident hatte ihm sogar ins Gesicht gesagt:

„Wüßit Ihr, Habeggbur, i de Himmel, wo Ihr highörtid, wett i nit goh.“

Die Buben haben ihm sogar „Betreibigs-ant“ nachgerufen. Und das war ihm, dem reichen, angesehenen Zihlmann Ruodi geschehen! Nicht einmal Eindruck hat's gemacht, als er den Leuten erzählt, daß der Bub ihm sechs frische, große Eier gestohlen.

„Glaubs gern, dr het ja ufegluegt wie nes libhaftigs Marterstöckli“, hatte ihm der Sigrift drauf geantwortet.

Da tritt die Marthe in die Stube:

„Bur, i mueß mit Ech rede!“

„I ha jetzt nit dr Zit.“

„Aber i! Ihr heit dr Löttschersepp i Tod tribe mit Eurem Giiz und i ha Euch müesse Hand biete drzue. Es het ke Gattig, Bur, was Ihr da agstellt heit mit Eurem Pfändigsbrief und alles im Bueb i d'Schue schiebe. Wenn i Euch so rächt kömmt hät, wärli Gott,

i hät müd vo de Eiere gseit!“ — Jetzt kommt ihm die auch noch so!

„Ja, Marthe“, er will sich stellen, aber die Worte kommen nur unsicher hervor — „so lon i nit mit mer rede. Dir sit net d'Meisteri!“

„Nei, aber über zwänzg Jahr han i Euch zämme gha und zämme graggeret und nie mis Mul ufto, wenn Ihr no so ugerecht Guet an Ech bracht heit!“

„Was, ugrächt Guet! Kei Rappe hani, wo mer nit vo Rächts wäge ghört!“ Krebsrot steht er vor ihr.

„'s isch mis, und was mis isch, das will i, und wenn drab alles verchracht!“

Er schlägt mit der Faust dröhnend auf die Schieferplatte des Tisches.

„Ja, Bur, 's isch wahr; vo Rächts wäge ghört Euch alles. Aber 's Rächt hed mängi witi, wite Masche, wo Gui ganz Hand düre länge cha. 's git gar müd uf dr Wält, wo sich so zwäg drücke lat, wie mer's wot, wie's Rächt.“

Der Bauer schaut die Marthe an. Eigentli es verdammts subers, chräftigs Wiib no, die Marthe. Zäme graggeret het's em wie ne Frau und schwäke cha si wie dr Pfarrer uf dr Chanzel.

„Marthe, tuet Ech doch nit so is Für rede. Was gescheh isch, cha mer nümme ändere.“

„Bur“, die Magd tritt dicht vor ihn hin. Beide Fäuste hat sie geballt. Und den Bauer, der zwanzig Jahr neben ihr gelebt, ohne sich viel um sie zu scheren, der nie ein Weib geliebt, weil das Geld seine Leidenschaft war, packt die Lust an, diese Frau da zu umfassen.

„Bur, die Betreibig da zieht Ihr z'rugg! Das isch jekig es Urecht!“

„I will nume, was mer ghört. Bi dr Löttscher-Resi nützt das Mitliide nüd. Si isch ja selber e chrantni Frau!“

„Barmherzigkeit geit über Grächtigkeit!“

„He, Marthe, Ihr heit ja selber dr Bueb verchlagt. Was tüet Er jekig au e so!“

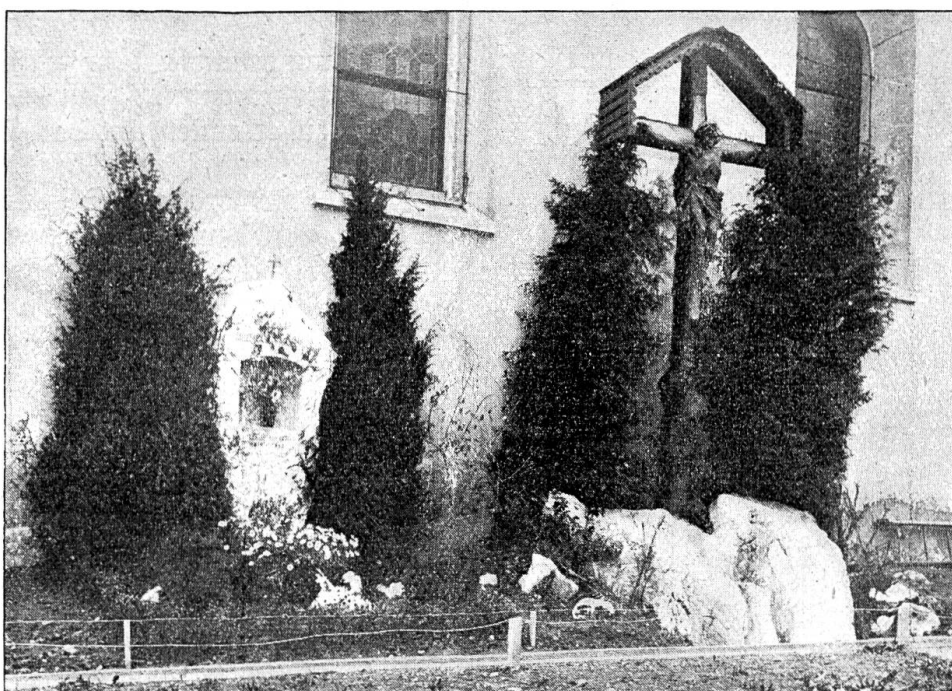
Da kommt es rauh und doch wie schluchzend von ihren Lippen:

„Wills mer leid tuet, bis tief is Härz, daß ich ne Euch usgliferet ha. Bur, aber das fägen i, entweder heit Ihr no Geduld

mit dr Löttscher=Kessl oder mer si fertig mi enand!“

Die Drohung prallt beim Bauern ab. In ihren alten Tagen wird die Marthe doch nicht einen andern Platz suchen wollen. Er lacht hellauf. Da schlägt die Magd die Tür ins Schloß. Der Bauer steht allein, aber nicht lang. Da steht sie wieder vor ihm. Auf den Tisch legt sie zwei Luzerner Kantonalbank=Obligationen, ihr Ererbtes von der Mutter selig. „Da, Bur, das neit, aber ich will Quittig vo dr Zisschuld uf em Erle=moos und zwar sofort. Und Tusigergült

tasche langte eine behaarte Taze hervor. Langsam senkt sie sich auf Marthes Ererbtes und umkrallt es, als müßt es für immer verschwinden. „Guet, will Ihr's sit, cha mer's ja so mache!“ Er geht zum Sekretär, nimmt das Gültbuch und den Gültbrief auf das Erle=moos hervor und schreibt die Quittung, alles in seiner steifen Ruhe, als tue er ein Gott wohlgefälliges Werk. Hochaufgerichtet verfolgt die Marthe des Bauern Tun. Kein Zug um den zusammengepreßten Mund verrät, wie's in ihr wogt und schreit: „Und du — du hest über zwänzg Jahr da



Friedhofkunst. Der neue Friedhof in Obbürgen.

will i au. Ich gib Ech da die Obligation drfür. Dr Profit wird hoffentli groß gmueg si!“ kommt es höhnisch von Marthes Lippen. Der Bauer starrt sie mit weit offenem Mund und glänzenden Auglein an. Auffahren will er und sie samt ihrem Papier in die Küche jagen. Aber er sieht, daß ihr ernst ist und dort auf dem Tisch, — ja, wenn der Bauer nur's Geld nicht so gern, verflucht gern hätte. — Herrgott, muß die Marthe aber dumm sein! — Und einen Schick könnt' er machen! Keinen kleinen! Dann könnt' er die Betreibung zurückziehen — und er hätte sein Geld doch. — Aus des Bauern Hosens-

gläbt. I dine alte Tage müßit dir dini Auge so ufgab!“

Ihre Nasenflügel zittern und beben. Nun ist alles in Ordnung. Die Marthe hat die Abtretung, den Gültbrief und die Quittung für die bezahlte Zinsschuld des Löttscher=sepp. Der Bauer hat ihr's in die Hand geben wollen, aber die Marthe ist vor ihm zurückgewichen, als hätt' sie eine Viper gesehen.

* * *

Die Mitternacht wandelt durchs Tal. Der Schonbach murmelt sein Jahrhundert alte Schummerlied. Vom Hülferepaß

und der Beichlen her schwingt sich gedämpftes Herdengeläut und verhallt wieder wie ferner, ferner Kirchenglockenklang am frühen Sonntagmorgen. Durch die alten Habegg-tannen zucken hin und wieder schemenhafte Lichter auf. Seltsam! Totenstill ist's im Haus. Und doch und doch. Es knistert. Es knarrt. Spukt's in dem alten Haus? Die Geister sind ja in den Alphöfen daheim! Horch, wird nicht ein Riegel geschoben! Jetzt knirscht es wieder. Es huscht über die Dielen... st... st. Es schlurpt durch den Gang. Hat nicht die Stiege geächzt?

Der Bauer wälzt sich halb im Traum auf die andere Seite. Er hat von der Marthe geträumt, wie sie ihm eine Schürze voll Geld hinwirft und davonläuft. „Dumm's Wib“, murmelte er, „aber e suberi isch's doch!“ Wenn er's mit der probieren würde! Ob sie schließlich Meisterin sei oder Magd, das würde wenig ändern, und dann wäre er doch sicher, daß es keine Aenderung gäbe in der Haushaltung.

Horch! Jetzt schleicht's hinab. Auf den Steinfliesen steht's. Hu! Eine Tür muß offen stehn; denn der Wind zieht durchs Haus. Ein Fenster schlägt zu. Neugierig guckt der Mond hinterm Rußbaum hervor.

Wer ist denn die Frau, die sich da mit aufgeschürztem Rock aus dem Haus herausstiehlt? Sie trägt eine Schaufel auf der Schulter und geht auf die Wettertanne zu. Jetzt sucht sie am Boden. Nun stößt sie die Hacke in die Erde, hebt den Kopf und horcht in die Nacht hinaus. Alles ist still. Da gräbt sie drauf los und ruht keinen Augenblick. Ringsum aber schlafen sie alle in ihren Häusern und Hütten und ahnen nichts von der wundersamen Seligkeit der Alp-sommernacht. Sie schlafen. Und da draußen steigt es auf von allen Seiten, wie Weihrauch zur Gottheit, aus den Tiefen und Höhen der Erde, wo die unsichtbaren Mächte schaffen und weben und heben. Und die Frau in den grauen Haaren gräbt und gräbt. Die Marthe ist's. — Das Loch ist tief. Hohl stößt die Schaufel auf. Da bückt sie sich und hebt aus der Tiefe einen alten zerrosteten Blechkessel. Sie trägt ihn auf die Bank am Gartenzaun. Dann schüttet sie das Loch wieder zu.

Die Marthe setzt sich auf die taufeuchte Bank. Langsam öffnet sie den Deckel. Im Kessel liegt ein altes Kassabüchlein. Zitternd hält sie das blaue, vergilbte Heft in der Hand. Zwei Tropfen fallen aus ihren Augen auf dasselbe. Mit dem Ellbogen wischt sie dieselben ab und preßt die Lippen fest zusammen. Ins Haus hinein will sie nimmer. Dort hat sie nichts mehr zu suchen. Der Koffer ist ja gepackt und steht auf der Diele draußen. Einen großen Zettel hat sie draufgebunden. Drauf steht — „Erlenmoos“. Denn dorthin will die Marthe, sobald der Morgen seinen Fuß auf die Schratentfluh setzt.

Hochsommernacht! Ihr Blick ist gegen Marbach hingewendet. Fast glaubt sie das Häuschen zu erkennen, an das sie in wenig Stunden pochen wird. Ganz still ist's in der Marthe geworden, seit sie dem Bauer das Geld auf den Tisch geworfen. Noch einmal hat in ihr sich alles aufgebaut, vor paar Stunden, da sie sich entschloß, dem Habegg-hof den Rücken zu kehren. Aber jetzt ist's ganz still in ihr.

Im Osten flimmert es nun fahl und matt. Sie legt das Büchlein in den Topf und nimmt ihn in den Arm. Nun steht sie beim Gartenzaun. Ihr Auge umfaßt den ganzen Hof. Plötzlich wendet sie sich und schreitet zu Tal. Ein wenig gebückt ging sie immer. Sie schreitet dahin durch die taumelnden Wiesen, auf denen sie gesät, gemäht, geerntet, fast ein Leben lang. Und von all dem trennt sie sich nun, um... Nun ja, aber was die Marthe sich vorgenommen, das macht sie nicht rückgängig! So schürzt sie ihr Kleid höher und schreitet aus und schreitet weiter durch die lachende, wogende Saat. Das Frühlicht geht vor ihr her und lockt aus Haus und Hof Knechte und Mägde. Die sperren Mund und Nase auf und glozen die Marthe an. Was kümmert das sie?

Sie kommt ins Dorf hinein. Beim Erlenmooshäuschen macht sie halt. Gestern haben sie da den Bretterfarg des Lötcher-sepp hinausgetragen. Einen Augenblick stutzt sie, als müßt sie wieder zurück. Doch nur einen Augenblick. Sie zittert, aber mit festem Druck faßt sie die Klinke. Die Türe

gibt nach. Sie steht in der Küche. Und wieder faßt sie eine Klinke. Da steht die Marthe mitten im Stübchen.

Auf der Ofenbank sitzt eine hagere Frauengestalt, den Kopf in beide Hände vergraben. Die Marthe schreitet auf sie zu. Da springt die Kesi von der Ofenbank auf und wehrt mit beiden Händen den Anblick der Marthe ab.

„Was weit Ihr do? Sa, chunst du au no mich i mim Gländ cho foppe!“ Die Marthe aber stellt den Topf auf den Tisch, zieht das Rassa- büchlein heraus und aus dem Schürzensack den Gültbrief und die Zins- quittung.

„Kesi, 's Hüsli bleibt hier! Das was da liit, isch diis!“

Da heften sich die Augen der Frau auf den Tisch und bohren sich in das Papier, das dort liegt. Und die Kesi sieht am Tischrand ein vergilbtes Rassa- büchlein liegen mit einer abgerissenen Ecke. Das hat sie auch schon gesehen — vor zwanzig Jahren und hat in selbstsüchtiger Freude über ihr junges Glück sich darüber lustig gemacht, weil die Marthe gar so eifrig — umsonst — gespart. Die Kesi tut einen Ruck zurück. Plötzlich versteht sie. Die Marthe lehnt am Tisch. Da richten sich die verweinten Augen der Frau fragend,

suchend, zagend, flehend auf sie:

„Wer — wer — hed eußi Schulde zahlt?“

Da tut die Marthe einen Schritt auf die Fragende zu:

„Kesi, i ha dr au abzbitte Drum han is ta. Bhalt mi bider drfür. I will dr schaffe, als wär i di Magd.“ — —

„Marthe, Marthe — und ich, ich — —!“

schluchzt die Löttscherin auf.

Zwei Hände fassen sich; zwei getrennte Herzen finden sich! — Die Magd aber schreitet auf das Bett zu, das in der Ecke steht. Dort liegt, halb auf- gerichtet, der Franz! Fieberfrei. Seine dunkeln Augen sind auf die Marthe ge- richtet. Da legt diese ihre Hand unbe-



Da legte Marthe ihre Hand auf den braunen Knabenkopf.

holften auf den braunen Knabenkopf. Der Knabe aber zieht die Hand an seinen Mund und sie küssend sinkt sein Haupt ins Kissen zurück. Durch das Zimmer weht der Friede!

Ganz still, still ist's im Stübchen. Nur die Uhr tickt und tickt. Zwei Tränen rinnen zusammen und in ihnen funkelt der Morgen- sonnenstrahl, der durch die Scheiben bricht. Und die zwei Tränen glitzern, als wären sie Edelgestein aus einem Brautgeschmeid. — Nein, ihr zwei kleinen Tränen, ihr seid mehr! Lebenstau auf einer Segensfaat!

s' still Wasser.

Es ist emol es Seeli gsi,
Ußinig, teuff und still
Blöß öppe d'Stärnli hend druf gmacht
es Ringelreihespil.

Teuff isch nid tod. Due einist früeh
Wo d'Sunne chund uf d'Waid
Ist s'dunkel Wasser chridewiß,
Hät alls ei Maie treit.

Und d'Sunne sait: Mi glaubtis nid,
Und seittis eim wer mag,
As, was so teuff driunne liit,
A so schön chämt a Tag.

Meinrad Lienert.